

Ein durch Krankheiten, Unwetter, Missernten, Hungersnöte und Kriege vielfach bedrohtes, weithin unsicheres Leben gehörte für unsere Vorfahren bis vor wenigen Generationen zur beständigen und alltäglichen Erfahrung. Gegen ernsthafte Erkrankungen oder schwerere Verletzungen gab es kaum wirksame Heilbehandlungen. Noch in der Frühen Neuzeit überlebte jede dritte bis vierte Frau das Kindbett nicht, Säuglinge erreichten nur etwa zur Hälfte das 20. Lebensjahr, die Zahl der «Kindsleichen» war in den Dörfern und Städten regelmäßig höher als die Anzahl der jährlichen Erwachsenen-Bestattungen. So standen in Sigmaringendorf 1803 35 Geburten 31 Todesfälle gegenüber, von denen wiederum 19 auf Neugeborene und Kinder unter einem Jahr entfielen. In den jungen Gesellschaften der vorindustriellen Zeit lagen um 1800 in den Dörfern nicht nur an der Oberen Donau die Anteile der unter 18-Jährigen bei knapp 40 Prozent und der «Alten» über 40 zwischen 25 und 33 Prozent. Betagte Menschen über 70 Jahren waren eine Seltenheit.

Gänzlich hilflos ausgeliefert waren die Menschen bis ins 18. Jahrhundert und in abklingendem Maße auch noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert gegenüber hochansteckenden Seuchen, ob es sich um die Cholera, Typhus, die Ruhr oder auch die Spanische Grippe am Ende und nach dem Ersten Weltkrieg handelte. Die schrecklichste Seuche, die bei ihrem Auftauchen vielfach panikartige Reaktionen auslöste, war indessen die Pest. Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert tauchte sie immer wieder in Europa auf mit vielfach verheerenden Auswirkungen und schwersten Erschütterungen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens und Zusammenhalts. Die Beulenpest verläuft in rund 80 Prozent der Fälle tödlich. Kennzeichen sind Pestbeulen an den Leisten und in den Achselhöhlen. Die Kranken werden von heftigem Durst geplagt und von Krämpfen geschüt-



Pestopfer Magdalena Weinschenk, Chorfrau und ehemalige Pröpstin des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen, kniend mit «redendem» Familienwappen zu Füßen der sitzenden hl. Monika mit ihrer Tochter Perpetua und der Märtyrerin Basilika, Tafel des Inzigkofer Altars der Brüder Hans und Jakob Strüb von Veringenstadt, Anfang 16. Jahrhundert.

telt, bevor nach etwa vier bis sieben Tagen der Tod eintritt. Die durch Tröpfcheninfektion übertragene Lungenpest führt noch rascher und mit beinahe 100prozentiger Wahrscheinlichkeit zum Tod.

Die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit standen der schrecklichen Seuche und ihrer unkontrollierbaren Ausbreitung weitgehend hilflos gegenüber. Verbreitet war der Glaube einer Ansteckung durch verdorbene Luft und aufsteigende faule Ausdünstungen, sog. «Miasmen». Erst 1894 entdeckte die wissenschaftliche Forschung den Pestbazillus und wenig später dessen Übertragungsweg durch



Pestflüchtling Graf Gottfried Werner von Zimmern (1484–1554), kniend als Stifter zu Füßen des hl. Martins, Tafelbild des Meßkircher Altars des Meisters von Meßkirch, um 1535/38.

Rattenflöhe bzw. auch von Mensch zu Mensch. Nach einer letzten Epidemie in Deutschland zwischen 1708 und 1714 war diese schrecklichste aller Seuchen gleichwohl bereits im 18. Jahrhundert weitgehend aus Europa verschwunden. Die Forschung führt dies auf zwei mutmaßliche Ursachen zurück: Zum einen die Veränderung in der Rattenpopulation mit einem Rückgang der schwarzen Hausratten und dem Aufkommen der unter der Erde lebenden braunen Wanderratten. Und zum anderen auf die zunehmende «Versteinerung» der Siedlungen mit der Errichtung fester Häuser aus Stein, wodurch die Ratten aus dem menschlichen Wohnbereich verdrängt wurden.

Am Anfang der furchtbaren Pestepidemien vom 14. bis ins 17. Jahrhundert steht der «Schwarze Tod» von 1348 bis 1352, der als die einschneidendste demographische Katastrophe in der europäischen Geschichte gilt und nach allerdings durchaus unsicheren Schätzungen rund ein Drittel der damaligen Bevölkerung dahinraffte. Neuere Forschungen belegen jedoch, dass die aus Zentralasien über die Krim und die Mittelmeerhäfen eingeschleppte Beulenpest die verschiedenen Länder und Regionen Europas durchaus unterschiedlich heimgesucht hat. Im Bodenseeraum und in Oberschwaben, wohin die Seuche von Italien über den St. Gotthardpass und von Südfrankreich über das Rhonetal und die Schweiz gelangte, gibt es die ersten Nachweise Ende 1349 in Konstanz und Lindau, von wo aus sich die Epidemie über die Handelswege nach Leutkirch und Memmingen sowie nach Isny und Kempten ausbreitete. Im Allgäu finden sich Pfarreien, wo anschließend ein Drittel der Häuser leer standen, neben solchen mit nahezu keinen Verlusten.

Auch im Bodenseeraum und Oberschwaben geht der «Schwarze Tod» einher mit der Vorstellung von der Seuche als Strafe Gottes für die menschliche Sündhaftigkeit sowie der Suche nach Sündenböcken, die allenthalben in den kleinen jüdischen Gemeinden in den Städten ausgemacht und in schrecklichen Pogromen weitgehend vernichtet werden. In Konstanz reichen dabei Monate vor dem Einzug der Seuche das bloße Gerücht von dem drohenden Unheil und die nackte Angst der Menschen vor Krankheit und Tod aus, um die Juden der Brunnenvergiftung zu bezichtigen und die jüdische Gemeinde mit rund 70 Familien und 350 Personen in zwei blutigen Verfolgungen am 3. März und 10. September 1349 mit Feuer auszulöschen. Vergleichbare Pogrome finden 1349 auch in anderen Städten Oberschwabens statt.

Wie erbarmungslos der «Schwarze Tod» seit 1348 die europäischen Gesellschaften heimsuchte und hier vielfach die sozialen und sogar familiären Bin-

dungen auflöste, schildert beklemmend realistisch und detailreich für das vom März bis Juli 1348 von der Seuche erfasste Florenz Giovanni di Boccaccio in der Einleitung seines «Decamerone», einem frühen Werk der Weltliteratur. Die Erkrankten werden aus Angst vor Ansteckung und um das eigene Leben vielfach von ihren Nachbarn, Freunden und sogar den nächsten Verwandten verlassen und sterben nicht selten qualvoll, allein und verlassen. Von in den Häusern verwesenden Leichen ist ebenso die Rede wie von Massengräbern, in denen die Toten regelrecht verscharrt werden. Viele stolze Paläste und prächtige Häuser seien nach dem Abklingen der Seuche leer gestanden, viele alteingesessene Geschlechter ausgestorben. Boccaccio deutet allerdings auch an, dass die Wohlhabenden – im Unterschied zu den Armen – die Chance zur Flucht aus der verseuchten Stadt nutzen.

*Pestschilderungen in der Inzigkofen
Klosterchronik und bei Abraham a Sancta Clara*

Eine andere berühmte Pestschilderung geht auf den 1644 in Kreenheinstetten auf dem südlichen Heuberg geborenen Augustinereremiten, Barockpredi-



Pestautor Abraham a Sancta Clara (1644–1709), Kupferstich. Aus: Geistlicher Kramer-Laden voller apostolischer Wahren und Wahrheiten. 2. Teil. Würzburg 1714.

ger und geistlichen Schriftsteller Pater Abraham a Sancta Clara und seine Schrift «Mercks Wien» zur Seuchenkatastrophe in der habsburgischen Haupt- und Residenzstadt von 1679 mit angeblich 70.000 Toten zurück. Allerdings geht es diesem Autor nicht um eine realitätsnahe Beschreibung der verheerenden Auswirkungen des Pesteinbruchs mit den auf den Gassen liegenden Toten und den durch Leichen blockierten Fuhrwegen. Vielmehr dient dem Prediger mit seiner überbordenden barocken Sprachkunst die grausame Seuche in erster Linie als Exempel für ein Memento Mori, für den Verweis auf die Vergänglichkeit und den eitlen Schein des irdischen Daseins und die Mahnung zu Buße und Vorbereitung auf den eigenen Tod.

Hinweise auf die Pestzüge im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit finden sich vor allem in chronikalischen Quellen, bei denen stellvertretend auf die nahezu lückenlos über 300 Jahre, vom Bauernkrieg von 1525 bis nach der Säkularisation 1813 geführte Chronik des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen verwiesen sei. Für das Jahr 1519 wird der Tod von acht Schwestern vermeldet, von denen sechs innerhalb von nur elf Wochen, darunter fünf an der *Pestilenz* verstorben seien. Unter den Verstorbenen befinden sich auch Emerentia Truchsessin von Waldburg, die Schwester des «Bauernjörg», sowie die frühere Pröpstin Magdalena Weinschenk. Zwei an der Pest erkrankte Schwestern, die bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden waren, sind der Klosterchronik zufolge dem drohenden Tod durch Arznei und Aderlass doch noch entronnen. Von einem *großen Sterben* berichtet die Klosterchronik aus Sippingen am Bodensee, wo die Inzigkofer Augustinerinnen Rebgüter besitzen. Die Seuche habe dort im Herbst 1519 und auch schon davor derart gewütet, dass an manchen Tagen über 30 Personen gestorben seien. Von den Inzigkofer Rebleuten wurden ein Knecht und zwei Knaben vor Ort und ein weiterer Knecht nach der Rückkehr ins Kloster dahingerafft, während ein anderer Knecht wieder gesundete. Die aus Sippingen von der Weinlese nach Inzigkofen zurückkehrenden Schwestern ließ man aus Angst vor der Ansteckung zunächst nicht ins Kloster ein, vielmehr mussten sie drei Tage lang gewissermaßen in Quarantäne in einem abgetrennten Klostergebäude ausharren.

Erwähnung findet in der Inzigkofer Klosterchronik auch der Pesteinbruch von 1611, der in der Nachbarschaft neben zahlreichen anderen Städten und Dörfern auch Pfullendorf und insbesondere Saulgau heimsuchte. Für 1611 vermeldet die Chronik *in den ganzen Teitschland eine allgemeine und sehr vergüffte Pest*, die unzählig viele Menschenleben gefordert



Grabmal der 1523 verstorbenen Amalie von Syrgenstein in der Pfarrkirche Krauchenwies mit Darstellung der halbverwesten und von Gewürm zernagten Verstorbenen.

habe. Während die Seuche auch im Dorf Inzigkofen grassiert sei, wurde die Stiftgemeinschaft davon verschont, was die Schwestern der großen Gnade Gottes zurechnen.

Rund drei Dutzend Pestzüge kann die Forschung allein für den Bodenseeraum und Oberschwaben zwischen 1348/49 und dem Dreißigjährigen Krieg belegen. Die Seuche tritt zyklisch auf und folgt grob einem etwa zehnjährigen Rhythmus. Eine hohe

Sterblichkeit bis zu einem Drittel und der Hälfte der Bevölkerung findet sich jeweils in jenen Orten, wo der letzte Pestausbuch mehr als ein Jahrzehnt zurücklag, während Städte und Dörfer mit einem jüngeren Seuchengeschehen aufgrund der sechs bis zwölf Jahre anhaltenden Immunisierung weitgehend geschützt waren. Wie Erhebungen in St. Gallen zeigen konnten, ist das Risiko, an der Pest zu versterben, für arme Leute sehr viel höher als für Wohlhabende, denen es leichter möglich war, den Wohnort bei Ausbruch der Seuche zu verlassen.

Auffallend ist, dass die vom 14. bis ins 17. Jahrhundert schwer von der Pest heimgesuchten Gemeinden ihre Bevölkerungsverluste jeweils rasch wieder ausgleichen können. Auf die Katastrophe folgt allenthalben ein starker Anstieg der Eheschließungen, ein zeitweiliges Aufweichen der sozialen Eheschranken, ein deutlicher Anstieg der Geburtenrate und vielfach auch ein Zuzug von außerhalb. Zumal für die Jahrzehnte nach dem 30-jährigen Krieg lässt sich in die durch Seuchen, Hunger, Flucht und zu einem geringeren Teil auch direkte Kriegseinwirkungen entvölkerten Gebiete in Südwestdeutschland eine beträchtliche Zuwanderung insbesondere auch aus den vom Krieg kaum beeinträchtigten und an Überbevölkerung leidenden österreichischen und schweizerischen Alpenländern beobachten. Eingebettet sind die drei Pest-Jahrhunderte in Europa in ein umfassendes «Krisen- und Katastrophenpanorama» mit Wetterextremen, seit dem 16. Jahrhundert einer Klimaverschlechterung mit der beginnenden «Kleinen Eiszeit», Ernteauffällen, Teuerungen, Hungersnöten, Bränden und Kriegen. Für das 16. und 17. Jahrhundert lassen die archivalischen Quellen einen evidenten Zusammenhang erkennen zwischen Pestepidemien und vorausgegangenen Wetterextremen mit Hochwasser, Stürmen, nassen und kalten Sommern oder auch feuchten und milden Wintern, die wiederum eine Zunahme der Rattenflöhe als Überträgern der Pest begünstigten.

Bereits seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert begegnet die Quarantäne als behördlich angeordnete befristete Isolierung von Infizierten oder auch als bloße Vorsichtsmaßnahme. Der Begriff leitet sich von «quaranta giorni», d.h. vierzig Tagen ab, die seuchenverdächtige Schiffsbesatzungen an Bord, auf einer Insel oder in einem anderen abgeschotteten Isolierbereich verweilen mussten, bis sie an Land und in die Häfen durften.

Darüber hinaus verhängten die Obrigkeiten während der Pestepidemien des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit rigorose Quarantänemaßnahmen mit der Sperrung ganzer Straßenzüge und Stadtteile und der Kontrolle und Einschränkung des

Reise- und Handelsverkehrs. In größeren Städten wurden die Infizierten in Pesthäusern und Spitälern abgesondert und isoliert, wo sie, wenn sie Glück hatten, von mutigen Samaritern und Priestern karitativ und seelsorgerlich in ihren zumeist in den Tod führenden letzten Tagen betreut wurden. Nicht selten bezahlten diese Helfer ihre praktizierte Nächstenliebe mit der eigenen Ansteckung und dem Leben. Das bekannteste Beispiel ist der Jesuit, geistliche Lieddichter und Kritiker des Hexenwahns Friedrich Spee von Langenfeld (1591–1635), der sich während der großen Pestepidemie 1634/35 im Dreißigjährigen Krieg in Trier bei der seelsorgerlichen Betreuung verwundeter und infizierter Soldaten ansteckte und mit nur 44 Jahren verstarb.

Eine Art von Selbstquarantäne praktizierte demgegenüber Graf Gottfried Werner von Zimmern in den Pestzeiten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie wir aus der Zimmerischen Chronik wissen. Als 1518 ein *gemeines Landsterben* sich in Deutschland ausbreitete und im Herbst dieses Jahres auch auf die zimmerische Residenzstadt Meßkirch ausgriff, wurden viele Leute, Reiche wie Arme, hinweggerafft und weder Junge noch Alte verschont. Der Meßkircher Stadtherr Gottfried Werner von Zimmern wich vor der Seuche, wie die Chronik berichtet, zusammen mit seiner Mutter, seiner Frau, der gemeinsamen Tochter und nicht wenig Gesinde auf die Burg Wildenstein aus und verharnte auf der Bergfestung ein ganzes Jahr lang. Erst als im Folgejahr 1519 das Sterben aufhörte und sich die Luft allenthalben wieder besserte, ist Gottfried Werner mit seiner Haushaltung wieder nach Meßkirch zurückgezogen. Wie die Chronik eingehend und nicht humorfrei schildert, hat er aus Sorge vor Ansteckung während dieser Zeit nur wenige Leute in den Wildenstein ein- und hinausgelassen. Die dienstbaren Geister, die der Herrschaft Verpflegung zur Burg brachten, mussten bei der Übergabe einen Sicherheitsabstand einhalten. Die Anlieferung von Kleidern, Schuhen, Textilien etc. hatte Gottfried Werner generell verboten, sodass die *Frauenzimmer* und Diener daran Mangel litten. Gleichwohl wurden durch diese Vorkehrungen der Chronik zufolge alle Burginsassen von Krankheit und *Unfahl* glücklich verschont.

Die Zimmerische Chronik berichtet noch von einer weiteren Pestepidemie (*sterbende leuf*), die im August und September 1541 mit Gewalt im ganzen Schwabenland, vor allem aber zu Meßkirch, Stockach, im Hegau, am Neckar, im Schwarzwald und an der Donau wütete. *Do gieng es an ain kurz schaiden*, beschreibt der Chronist lapidar die hohen Menschenverluste durch die Seuche. Graf Gottfried Werner von Zimmern wich vor der Epidemie auch

jetzt wieder nebst Haushaltung aus seiner Residenzstadt auf den Wildenstein aus und kehrte erst im Herbst des Folgejahres wieder nach Meßkirch zurück. Seine Ehefrau Appollonia von Henneberg ist dieses Mal nicht dabei, hat diese sich doch zeitweilig von ihrem untreuen Ehemann getrennt und verbringt die Seuchenzeit mit ihrer Tochter Anna und ihrem Schwiegersohn, dem Grafen von Hohenzollern, in Hechingen, auf der Burg Hohenzollern sowie in der Reichsstadt Weil der Stadt.

Die Burg Wildenstein diente Graf Gottfried Werner von Zimmern im Übrigen nicht nur während der Pestepidemien, sondern auch in Kriegs- und Krisenzeiten als Refugium. So zieht er sich auch während des Schmalkaldischen Krieges 1546/47 und im Bauernkrieg von 1525 jeweils mit Gefolge und Vermögensschätzen über Monate auf den Wildenstein zurück und wartet dort in Sicherheit den Ausgang der Krise ab. Blicke zu ergänzen, dass der Wildenstein dem Grafen auch als Liebesnest diente, wo er im Laufe der Jahre mit unterschiedlichen Konkubinen seine acht illegitimen Kinder zeugte.

Sind die Bevölkerungsverluste insbesondere durch den «Schwarzen Tod» von 1348 bis 1352, aber auch der weiteren Pestzüge bis in das 16. Jahrhundert hinein aufgrund der unzulänglichen Quellenlage schwer zu quantifizieren, so lässt sich mit der Einführung der Matrikelbücher in den Pfarrgemeinden, die im altgläubigen Raum im Zuge der Katholischen Reform erfolgt, die Mortalität zuverlässiger rekonstruieren. Im schweizerischen St. Gallen schwankt der Anteil der Pesttoten bei den Epidemien der Jahre 1575 bis 1635 zwischen 7 und 30 Prozent der Gesamtbevölkerung. In Pfullendorf rafft die Pestepidemie von September bis Dezember 1628 559 Menschen und damit mehr als ein Drittel der Stadtbevölkerung dahin. 144 Häuser der kleinen Ackerbürgerstadt stehen hinterher leer, 40 alteingesessene Familien sind für immer verschwunden. In einigen wenigen Dorfparreien des Landkreises Sigmaringen haben sich Kirchenbücher aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erhalten und erlauben die Rekonstruktion einer Katastrophe von apokalyptischen Ausmaßen: Sind etwa in der Pfarrei Bingen im Mittel der Jahre 1626 bis 1633 statistisch 12,25 Todesfälle zu verzeichnen, so schnell die Zahl der Beerdigungen durch den Kriegseinbruch 1634 auf 40 und im Hunger- und Seuchenjahr 1635 auf unglaubliche 368 Fälle hoch. Bei 586 Osterkommunikanten 1635 und damit einer Gesamteinwohnerzahl der Pfarrei Bingen von schätzungsweise 750 bis 800 Seelen dürfte rund die Hälfte der Bevölkerung innerhalb von zwei Jahren Krieg, Hunger und Seuche zum Opfer gefallen sein.



Votivbild von 1817 aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt mit einem bettlägerigen Kranken zwischen Gnadenbild und Arzneimitteltischchen.

Bewältigungsstrategien in der Allgegenwart des Todes: von Pestheiligen und Sündenböcken

Die Allgegenwart des Todes und das Bewusstsein um die eigene Vergänglichkeit führten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Sterben und Tod in der Glaubens- und Frömmigkeitspraxis wie auch in der Bildenden Kunst, der Literatur und der Musik. Totentänze stellten den Zeitgenossen vor Augen, dass der Tod keinen verschonte und Menschen aus allen Ständen und jeglichen Alters ohne Vorankündigung holte. *Ars moriendi*-Bücher entstanden in großer Zahl und boten, vielfach auch in bildlicher Form, Hilfe und Anleitung für die Vorbereitung auf einen «guten Tod» und eine selige Sterbestunde an. Leichenpredigten erreichten nach dem Dreißigjährigen Krieg ihre höchste Konjunktur, Sensenmänner, Skelette, Totenschädel, Knochen und Gewürm erinnerten auf Bildern, Epitaphen, Grabsteinen und

Rosenkränzen beständig an die Vergänglichkeit des Daseins, den eiteln Schein des irdischen Glücks und nicht zuletzt daran, dass man im Leben stets vom Tod umfängen war. In markantem Unterschied zu heutigen Haltungen mit der Wertschätzung des raschen, bewusstlosen Entschlafens ohne Leiden und Schmerzen beteten die Vorfahren in der Barockzeit und bis in das 19. und 20. Jahrhundert hinein um die Bewahrung vor einem *jähem und unversehenen Tod*. Das Sterben vollzieht sich zumeist öffentlich in Anwesenheit der Familie, von Verwandten und Nachbarn und im katholischen Umfeld eingebettet in die kirchlich-sakramentalen Rituale mit Versegung, letzter Ölung (Krankensalbung), Weihwassersprengen und unaufhörlichen Gebeten. Gleichmaßen ein öffentliches Ereignis sind die Aufbahrung des Verstorbenen im Wohnhaus mit Totenwache, die Beerdigung mit demonstrativer Betonung des ständischen und sozialen Rangs des Toten und den Nachbarn als Totenträgern und nicht zuletzt das Totengedenken am 7. und 50. Tag sowie am Jahrtag der Beerdigung mit dem Gebet um die Erlösung der *armen Seele* aus dem Fegefeuer.

Den hohen Stellenwert des geistlichen Beistands und Trostes angesichts der bescheidenen Möglichkeiten von Medizin und Heilkunde bis weit in das 19. Jahrhundert hinein offenbaren für den

katholischen Bereich in besonderem Maße die erhaltenen Votivbilder von Wallfahrtsstätten und anderen Gnadenorten, wo Menschen in Krankheit, bei Unfällen, aber auch Viehseuchen, Brand- und Naturkatastrophen Hilfe und Errettung suchten und bei gutem Ausgang die gefundene Erhörung vielfach in naiven Bildformen dokumentierten. Wenn auf Votivtafeln aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt ein bettlägeriger Kranker 1817 seine ganze Heilungshoffnung auf das Gnadenbild setzt und die auf einem Tischchen drapierte Medizin lediglich als Dekor erscheint oder eine votierende Familie sich 1802 mit fünf verstorbenen und zwei noch lebenden Kindern abbilden lässt, so offenbart dies auch den Stellenwert der transzendenten Erwartungen und zugleich das weithin schutzlose Ausgeliefertsein gegenüber den Heimsuchungen von Krankheit und Schicksalsschlägen. Weltliche wie religiöse Bewältigungsstrategien begegnen schließlich auch bei der Bekämpfung der Pest. Zeitgenössische Pestschriften

empfehlen eine Vielzahl von Heilmitteln und Kuren von durchweg begrenzter oder zweifelhafter Wirksamkeit. Konjunktur haben auch Quacksalber und Heiler, die den verängstigten Menschen Wundermittel aller Art gegen die schreckliche Seuche feilboten. Mehr noch als medizinische Herausforderung wird die Pest als Geißel Gottes und als verdiente Strafe für menschliche Sünd- und Boshaftigkeit angesehen. Um den zornigen und strafenden Gott gnädig zu stimmen und um Buße zu leisten, werden Pestkreuze und Pestkapellen errichtet, öffentliche Gottesdienste und Prozessionen abgehalten, Wallfahrten gelobt und unternommen und wird allenthalben zu den Pestheiligen Sebastian und Rochus gebetet.

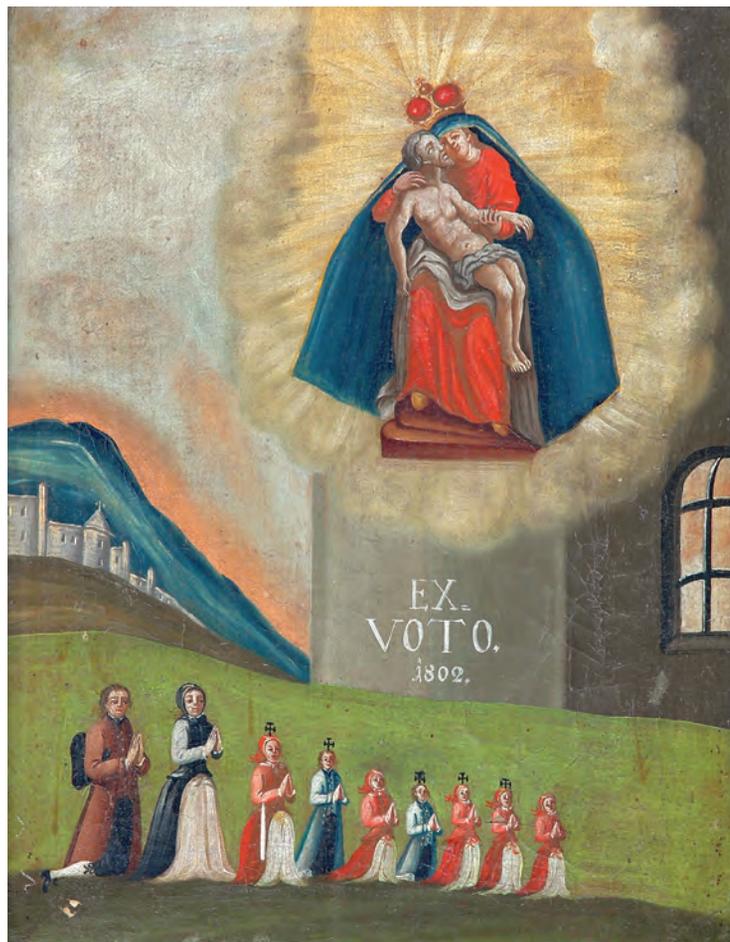
Auch in Oberschwaben begegnen aus den Pestjahrhunderten eine Vielzahl von Kapellen, Altären, Tafelbildern und Skulpturen zu Ehren vor allem des von Pfeilen durchbohrten hl. Märtyrers Sebastian und in geringerer Zahl auch des mit Pestbeulen übersäten hl. Rochus. In Mühlheim an der Donau etwa wird 1583 eine Sebastianbruderschaft gegründet und nach der Pestepidemie von 1610 im Gefolge eines Gelübdes unterhalb des Unteren Stadttors und des Hinteren Schlosses der Reichsfreiherrn von Enzberg eine schmucke, den hll. Sebastian und Fabian dedizierte Kapelle mit mehreren Darstellungen des Pestpatrons und überdies einem Ölgemälde des hl. Rochus errichtet und 1614 geweiht. Eine der ikonografisch wohl bemerkenswertesten Darstellungen ist das Saulgauer Pestbild um 1615 mit den Pestheiligen Sebastian und Rochus, die eine Stadtansicht von Saulgau und eine Prozession einrahmen und ihrerseits von einem wimmelnden Heiligenhimmel mit Johannes dem Täufer, der Himmelskönigin Maria und einem in göttlichem Glanz schwebenden Christus mit flatterndem rotem Mantel überwölbt werden. Das 155 cm hohe Bild eines unbekanntem Meisters steht für das gläubige Vertrauen der 1611 von einer verheerenden Pestepidemie heimgesuchten Saulgauer Bevölkerung in die himmlische Errettung.

Mit Krisen und Katastrophen sowohl individuellen wie insbesondere gesellschaftlichen Zuschnitts ist sodann noch die Suche nach Schuldigen und Sündenböcken verbunden. Unübersehbar ist dieser Zusammenhang zwischen dem «Schwarzen Tod» und den Judenpogromen von 1348/49, wobei, wie geschildert, die Verfolgung der Juden als ver-

meintlichen Brunnenvergiftungen in vielen Städten dem tatsächlichen Einbruch der Seuche vorausgegangen ist. Bei den nachfolgenden Verfolgungen und Ausweisungen der Juden bis zum dauerhaften Ende der großen reichsstädtischen Judengemeinden in Südwestdeutschland in den 1490er-Jahren sind nur noch vereinzelt konkrete Bezeichnungen wie etwa die konstruierte Ritualmordbeschuldigung in Ravensburg 1429/30 ursächlich und der gesellschaftliche Krisenhintergrund des 15. Jahrhunderts eher unspezifisch.

Gleiches gilt für die schlimmsten Ausbrüche des abendländischen Hexenwahns zwischen 1560 und 1630, die zwar mit den verheerenden Pestepidemien u.a. in Oberschwaben 1517–1519, 1541/42, 1564–1567, 1574/75, 1585–1588, 1593–1596, 1609–1612, 1628/29 und 1634–1636 zeitlich zusammenfallen, aber keinen unmittelbaren kausalen Zusammenhang erkennen lassen. Die sowohl bei den Eliten wie auch dem einfachen Volk verbreitete Neigung, individuelle Schicksalsschläge wie Krankheiten und Todesfälle bei Mensch und Vieh wie auch Unwet-

Votivbild von 1802 aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringerstadt mit Gnadenbild und Stifterfamilie mit fünf verstorbenen und zwei noch lebenden Kindern.





Saulgauer Pestbild um 1615 mit Pestheiligen Sebastian und Rochus, Johannes dem Täufer, der Himmelkönigin Maria und schwebendem Christus, unten Darstellung der Stadt Saulgau, Öl auf Holz, 155 x 113 cm.

ter und Ernteausfälle auf übernatürliche Ursachen zurückzuführen und vermeintlich «Schuldige» in der Nachbarschaft in Dorf oder Stadt zu denunzieren, sind auch Ausdruck einer gesellschaftlichen Not- und Krisensituation und der damit einhergehenden Existenzangst weiter Teile der Bevölkerung. Hintergrund ist eine globale klimatische Abkühlung, die sog. «Kleine Eiszeit», mit der in traditionellen Agrargesellschaften verbreitet zu beobachtenden Abfolge von Unwetter, Missernte, Preissteigerung, Unterernährung, Seucheneinbruch und rapidem Anstieg der Mortalität. Dieses durch den Dreißigjährigen Krieg zusätzlich gesteigerte Katastrophenszenarium war nach den Befunden der jüngeren Forschung für die steigende Akzeptanz der Hexereivorstellung in der Bevölkerung von zentraler Bedeutung. Exemplarisch lässt sich die zeitliche Koinzidenz beider Phänomene für die Reichsstadt Pfullendorf, die Pesteinbrüche 1585–1588, 1609–1612 und besonders verheerend 1628/29 erleidet und Hexenprozesse zwischen 1598 und 1635 mit der Anklage und Folterung von 40 der Hexerei Beschuldigten und der Enthauptung von zwölf Frauen und drei Männern durch den Henker erlebt, und für das schwäbisch-österreichische Städtchen Saulgau ermitteln, wo der katastrophale Pesteinbruch von 1611 der Verfolgungswelle von 1615 bis 1626 mit mindestens sechs Anklagen und vier Hinrichtungen von Frauen vorausgeht.

Die Bewältigungsstrategien unserer Vorfahren im Umgang mit dem stets unsicheren und von Krankheit und Tod bedrohten Dasein und insbesondere dem Einbruch von Katastrophen und Seuchen sind mithin durchaus vielfältig und reichen von Fatalismus über religiöse Rückversicherung und sozialen Zusammenhalt bis zur Suche und der Verfolgung von vermeintlich Schuldigen.

QUELLEN UND LITERATUR

Mercks Wienn. Das ist: Deß wütenden Todts ein umbständige Beschreibung in der berühmten Kayserlichen Haupt- und Residentz-Stadt in Oesterreich im sechszehnhundert und neun- und sibenzigsten Jahr etc. Zusammengetragen mitten in der beträngten Statt und Zeit von Pr. Fr. Abraham a S(ancta) Clara, Augustiner-Baarfüßer. Salzburg 1684.

Giovanni Boccaccio: Das Decameron. Mit den Holzschnitten der venezianischen Ausgabe von 1492. Aus dem Italienischen übersetzt, mit Kommentar und Nachwort von Peter Brockmeier. Stuttgart 2012, S. 29–38.

Karl Werner Steim (Bearb.): Die Chronik des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen 1354/1525–1813. Hg. von Edwin Ernst Weber. 2 Bände. Konstanz 2009 (Documenta suevica 18), Band 1, S. 189f., 276. Hannsmartin Decker-Hauff (Hg.): Die Chronik der Grafen von Zimmern. Handschriften 580 und 581 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen. Bd. 1. Konstanz und Stuttgart 1964; Band 2. Konstanz und Stuttgart 1967; Band 3. Sigmaringen 1972, hier Bd. 2, S. 254; Bd. 3, S. 215–218.

Wolfgang Behringer: Geschichte der Hexenforschung. In: Sönke Lorenz u. Jürgen Michael Schmidt (Hgg.): «Wider alle Hexerei und

Teufelswerk». Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen auf Südwestdeutschland. Ostfildern 2004, S. 485–668. Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Band 1. Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert. München 1990, S. 207–228.

Paul Münch: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500 bis 1800. Berlin 1998, S. 46f., 202–217, 386–414.

Wolfgang Scheffknecht: Klima, Pest und Bevölkerungsentwicklung im Bodenseeraum vom 14. bis frühen 17. Jahrhundert. In: Sigrid Hirbodian, Rolf Kießling und Edwin Ernst Weber (Hgg.): Herrschaft, Markt und Umwelt. Wirtschaft in Oberschwaben 1300–1600. Stuttgart 2019, S. 53–76.

Edwin Ernst Weber: Der «Mäzen» des Meisters von Meßkirch. Graf Gottfried Werner von Zimmern zwischen Reformation, Bauernkrieg und altgläubigem Bekenntnis. In: Elsbeth Wiemann (Hg.): Der Meister von Meßkirch. Katholische Pracht in der Reformationszeit. Publikation zur Großen Landesausstellung der Staatsgalerie Stuttgart vom 8. 12. 2017 bis 2. 4. 2018. Stuttgart 2017, S. 12–23.

Edwin Ernst Weber: Tirol in Schwaben. Zuwanderung nach dem Dreißigjährigen Krieg am Fallbeispiel der Pfarreien Veringen und Bingen. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte Bd. 33 (1997), S. 7–20.

Edwin Ernst Weber: Zwischen Natur, Herrschaft und Genossenschaft. Die Landwirtschaft an der Oberen Donau in der frühen Neuzeit. In: Ulm und Oberschwaben Band 58 (2013), S. 186–227.



Epitaph für Johann Kaspar Mader (1711–1755) in der Friedhofskapelle St. Leonhard in Pfullendorf.